

(Nachdruck verboten.)

1]

## Arbeit.

Roman in drei Büchern von **Emile Zola**. Aus dem Französischen übersetzt von **Leopold Rosenzweig**.

### Erstes Buch.

I.

Auf seinem ziellosen Spaziergange war Lucas Froment, Beauclair hinter sich lassend, die Straße nach Brias entlang geschritten, die der Schlucht folgt, in welcher zwischen den Hängen der *Monts Bleus* die *Mionne* dahinstieß. Und als er sich der „Hölle“ näherte, mit welchem Namen der Volksmund die Stahlwerke *Qurignou* bezeichnet, sah er am Ende der Holzbrücke, furchtlos gegen das Geländer gedrückt, zwei dunkle, armselige Gestalten stehen. Sein Herz zog sich zusammen. Es war ein anscheinend noch ganz junges Weib, ärmlich gekleidet, den Kopf von einem zerrissenen Wolltuch bedeckt; und neben ihr ein etwa sechsjähriger Knabe mit blassem Gesicht, in Fellen mehr als in Kleider gehüllt, der sich an ihrem Rocke festhielt. Sie standen unbeweglich da, die Blicke auf das Thor der Fabrik geheftet, und warteten mit der dumpfen Geduld der Verzweiflung.

Lucas blieb ebenfalls stehen und sah auf die beiden hin. Es war nahe an sechs Uhr, und der feuchte und trübliche Septembertag schickte sich an, in eine feuchte und trübliche Nacht überzugehen. Es war heute Sonnabend, und seit Donnerstag hatte es ununterbrochen geregnet. Nun hatte der Regen wohl aufgehört, aber ein scharfer Wind jagte noch immer ruhige Wolkenfetzen über den Himmel, durch welche eine schmutzgelbe Abenddämmerung herabsickerte und die Welt mit Todesfarbe überzog. Ueber die Straße mit ihren tiefen Regenspuren, ihren von den schweren Nädern verschobenen unregelmäßigen Pflastersteinen, floß ein tiefes Rotmeer, ein schwarzer Drei, ein Gemenge von Regenwasser mit dem Kohlenstaub aus den nahen Gruben von Brias, deren Karren ununterbrochen über die Straße hinrutschten. Dieser Kohlenstaub hatte mit seiner Trauerfarbe die ganze Schlucht überzogen, lebte in großen Flächen auf den schmutzigen Mauern der Fabriksgebäude, schien selbst die düsteren Wolken oben zu schwärzen, die endlos dahinzogen wie schwerer Rauch. Der Atem des Unheils und der Hoffnungslosigkeit schien in dem heftigen Winde zu blasen, und die feuchte, gelbe Dämmerung war gleich der Dämmerung eines Weltuntergangs.

Lucas war auf einige Schritte Entfernung von dem jungen Weibe und dem Knaben stehen geblieben; da hörte er diesen in allfuger und resoluter Weise sagen:

„Sag mal, große Schwester, willst Du, daß ich mit ihm rede? Vielleicht wird er da weniger zornig werden.“

Aber das Weib antwortete:

„Nein, nein, Brüderchen, das ist nichts für kleine Buben.“

Und sie warteten schweigend weiter in derselben Haltung voll Mangelhaftigkeit und Resignation.

Lucas wendete den Blick auf die Hölle. Er hatte, als er letztes Frühjahr zum erstenmal in Beauclair durchgekommen war, die Werke mit dem Interesse des Technikers besichtigt. Und seit er vor wenigen Stunden, einem dringenden Rufe seines Freundes *Jordan* folgend, wieder hier eingetroffen war, hatte er viele Einzelheiten über die schreckliche Krise gehört, die die ganze Gegend eben durchgemacht hatte: ein volle zwei Monate dauernder Streik, der hüben und drüben fürchterliche Verheerungen angerichtet hatte; die Werke hatten durch die Arbeitseinstellung gewaltigen Schaden erlitten, und die Arbeiter waren, mitschend vor ohnmächtiger Wut, nahezu Hungers gestorben. Erst vorgestern, Donnerstag, war die Arbeit wieder aufgenommen worden, nachdem von beiden Seiten unter langwierigen und heftigen Verhandlungen widerwillig Zugeständnisse gemacht worden waren. Und die Arbeiter waren freudlos, unbefriedigt wieder angetreten, Besiegte, denen ihre Niederlage in der Seele brannte, und deren Herzen erfüllt waren von der Erinnerung an ihre Leiden und von dem grimmen Verlangen nach Rache.

Unter der eiligen Flucht der schwarzen Wolken lagerte die Hölle mit den schweren Massen ihrer Gebäude und Schuppen, ein Ungeheuer, das seine Riesenglieder im Laufe der Jahre immer mehr und mehr ausgedehnt hatte. Die Werke umfaßten

mun viele Hektare und beschäftigten etwa tausend Arbeiter. Sie bildeten eine kleine Stadt für sich und an der Farbe der nach allen Richtungen sich erstreckenden Dächer konnte man das Alter der allmählich aufgeführten Bauten erkennen. Die hohen, blauschwarzen Schieferdächer der großen Arbeitsgalerien mit ihren paarweise angeordneten Fenstern überragten die geschwärzten Ziegeldächer der ältesten, viel bescheideneren Gebäude. Hinter diesen sah man von der Straße aus in einer Reihe nebeneinander die mächtigen Zinnen der Zementieröfen sowie den vierundzwanzig Meter hohen Gärkerturm, in welchem die aus einem Stück gegossenen Kanonenrohre in einem Petroleumbade aufrecht stehen. Und höher noch als dieser reckten sich die rauchenden Schornsteine empor, Schornsteine aller Dimensionen, die ihren ruhigen Atem mit den ziehenden ruhigen Wolken vermengten, während die dünnen Dampfauslaßrohre ihre weißen Federbüsche in regelmäßigen Abständen zischend emporstießen. Wie die Respiration des Ungeheuers wölkten sich Dampf und Rauch unablässig über seinem arbeitenden Leibe, aus dessen Innern das Geräusch seiner mächtigen Organe hervorbrang, das Dröhnen der Maschinen, der helle Klang der Quetschhämmer, der schwere Rhythmus der großen Schmiedehämmer, von denen die Luft wie von tiefen Glocken tönte und unter deren Stößen die Erde erzitterte. Und ganz nahe an der Straße, aus einem kleinen Gebäude, einer Art Keller heraus, in welchem der erste *Qurignou* das Eisen geschmiedet hatte, scholl der wütende Doppelschlag zweier Schnellhämmer, die hier wie der Puls des Ungeheuers pochten, dessen menschenverschlingende Feueröfen nach langer Ruhe wieder in voller Glut flammten.

Noch durchdrang von den Höfen her kein elektrisches Licht den rötlich-gelben Nebel der Abenddämmerung. Kein Schein erhellte noch die staubigen Fensterscheiben. Nur durch das offene Thor einer der großen Arbeitsgalerien lochte ein mächtiger Feuerstein ins Halbdunkel heraus, wie von einem schmelzenden Meteor: ein Puddelmeister hatte vermutlich die Thür seines Ofens geöffnet. Und nichts sonst, nicht einmal ein vereinzelter Funke verriet das Reich des Feuers — des Feuers, das in dieser arbeitsgeschwärtzten Stadt brauste, des Feuers, von dem ihr ganzes Inneres durchglüht war, des bezähmten, dienstbar gemachten Feuers, welches das Eisen dehnte, bog und formte wie weiches Wachs, und welches den Menschen zum Herrn der Erde gemacht hat, seit er die Kunst Vulkans erlernte.

Jetzt schlug die Uhr in dem Türmchen auf dem Administrationsgebäude die sechste Stunde. Und Lucas hörte den Kleinen wieder sagen:

„Hörst, große Schwester, jetzt werden sie gleich kommen.“

„Ja, ja, ich weiß,“ erwiderte das junge Weib. „Bleib nur ruhig.“

Bei der Bewegung, die sie machte, um ihn zurückzuhalten, hatte sich das zerrissene Wolltuch ein wenig von ihrem Gesicht verschoben, und Lucas war überrascht von der Zartheit ihrer Züge. Sie war sicherlich noch nicht zwanzig Jahre alt; wirre blonde Haare umgaben ein schmales, kleines Gesicht, das ihm unshön zu sein schien, mit von Weinen geröteten Augen und einem blassen, leidensverzogenen Munde. Und welch schwächlicher, kindlicher Körper in dem alten, abgetragenen Kleid! Mit welch dünnem, zitterndem Arm hielt sie den Kleinen Druber an sich gedrückt — blondköpfig gleich ihr, mit ebenso ungekämmtem Haar, aber kräftiger und entschlossener von Natur, wie es schien. Lucas fühlte wachsendes Mitleid mit den beiden Unglücklichen, während diese ihrerseits anfangen, mißtrauisch und ängstlich zu werden über diesen Herrn, der da stehen geblieben war und sie so langanhaltend beobachtete. Das junge Weib besonders schien sich unbehaglich zu fühlen unter dem aufmerksamen Blicke dieses großen, schönen, etwa fünfundsiebzigjährigen Mannes, mit den breiten Schultern und den starken Händen, mit dem von Gesundheit und Lebenslust blühenden Gesicht, dessen kräftige Züge gekrönt waren von einer hohen und breiten Stirn, der Stirn der *Froment*. Sie wandte die Augen ab von den braunen Augen des jungen Mannes, die sie offen und geradezu anblickten. Dann wagte sie noch einen verstohlenen Seitenblick; und als sie sah, daß er sie gütig anlächelte, wich sie scheu zurück in der Furchtlichkeit ihres großen Unglücks.

Eine Glocke ertönte, hinter dem Thore der Hölle wurde es lebendig, und die Arbeiter der Tageschicht begannen herauszukommen, um von denen der Nachtschicht abgelöst zu werden. Denn das Leben des gefährlichen Ungeheuers rastet nie, es flammt und hämmert Tag und Nacht. Die Arbeiter erschienen jedoch vorerst nur spärlich, denn die meisten hatten einen Vorschuß erbeten, obgleich sie erst seit Donnerstags arbeiteten; in allen Wohnungen herrschte der Hunger, nach den entsehligen zwei Monaten des Streiks. Sie kamen nun einzeln oder in kleinen Gruppen, mit gesenktem Kopf, düster und eilig, in den Taschen die wenigen, so schwer erworbenen Silberstücke umklammernd, für die sie endlich den Kindern und der Frau wieder etwas Brot würden kaufen können. Und sie verschwanden längs der schwarzen Straße.

„Da ist er, große Schwester,“ sagte das Kind mit gedämpfter Stimme. „Siehst Du ihn, er geht mit Bourron.“

„Ja, ja, sei still.“  
Zwei Arbeiter, zwei Buddler, waren eben herausgetreten. Der eine, der, den der Kleine bezeichnete, hatte seinen Rock umgehängt, ein etwa sechsundzwanzigjähriger Mensch mit rötlichem Haar und Bart, von mittlerer, eher kleiner, aber kräftiger Gestalt, mit aufgestülpter Nase und überhängender Stirn, mit roten Backen und brutalem Kinn, aber einem Mund, der angenehm lächeln konnte, was ihn für die Mädchen verführerisch machte. Sein Gefährte, Bourron, der seinen alten grünlichen Sammetrock eng zugeknöpft hatte, war fünf Jahre älter als er, ein langer, hagerer Mensch, dessen großes Gesicht mit den schmalen, flachen Wangen und dem kurzen Kinn, mit den schiefgestellten Augen, die ruhige Gemütsart eines leichtlebigen Menschen verrät, der immer unter der Herrschaft einer stärkeren Natur steht.

Bourron war der erste, der das arme Weib mit dem Kind auf der andern Seite der Straße an der Holzbrücke stehen sah. Er stieß seinen Gefährten an.

„Sieh hin, Ragu. Dort stehen Josine und Nanet. Sieh Dich vor, wenn Du nicht willst, daß sie sich an Dich hängen.“

Ragu ballte wütend die Fäuste.  
„Verdammte Klette! Ich hab' sie hinausgeworfen, ich hab' genug von ihr. Wenn sie mich belästigt, so sollst Du was erleben!“

Er war ein wenig angekränkt, wie immer an den Tagen, wo er über die drei Liter Wein hinausging, deren er bedurfte, wie er sagte, damit die Blut des Ofens ihm nicht die Haut ausdörre. Und in seiner Halbtrunkenheit ließ er sich vor allem von der grausamen Prahlucht beherrschen, seinen Kameraden zu zeigen, wie er die Mädchen behandelte, wenn er sie nicht mehr mochte.

„Ich werfe sie an die Wand, verstehst Du? Ich hab' genug von ihr!“

Josine hatte mit Nanet, der sich an ihre Röcke hielt, furchsam einige Schritte gemacht. Aber sie blieb wieder stehen, als sie sah, daß zwei Arbeiter an Ragu und Bourron herangetreten waren. Diese beiden gehörten zur Nachtschicht, und sie kamen von Beauclair. Der ältere, Fauchard, ein Mann von dreißig Jahren, der wie vierzig ausah, war ein Auszieher, schon gebrochen von der gefährlichen Arbeit, mit gedunsenem Gesicht und entzündeten Augen, sein großer Körper verdorrt und verkrümmt von der Gluthitze des Hochofens, dem er das geschmolzene Metall auszog. Der andre, Fortuné, sein Schwager, war ein Junge von sechzehn Jahren, den man kaum für zwölfjährig gehalten hätte, so schwächlich und unscheinbar war er mit seiner kleinen Gestalt, seinem schmalen Gesicht, seinen farblosen Haaren. Er schien im Wachstum stehen geblieben, seine Jugendkraft verzehrt worden zu sein von dem mechanischen Einerlei seiner Arbeit: er sah am Steuerhebel eines Quetschhammers, betäubt von dem schrecklichen Getöse, blind gemacht von heizendem Rauch.

Fauchard trug einen schwarzen Weidenkorb am Arm und er fragte die beiden mit seiner dicken Stimme:

„Seid Ihr an der Kasse gewesen?“  
Er meinte, ob sie sich einen Vorschuß hatten auszahlen lassen. Und als Ragu, ohne zu antworten, sich damit begnügte, auf seine Tasche zu schlagen, wo die Fünffrankstücke klirperten, sagte er:

„Himmeltreuzdonnerwetter! Wenn ich denke, daß ich bis morgen früh warten muß und daß ich heute nacht vor Durst krepieren kann, wenn meine Frau nicht etwa das Wunder zuwege bringt, mir meine Ration zu schaffen!“

Seine Ration waren vier Liter Wein für den Arbeitstag oder die Nacht, und er sagte, daß das gerade nur hin-

reichte, um ihm den Körper anzufeuchten, so dörnte ihm die Blut des Ofens das Wasser und das Blut aus dem Leibe. Er sah trostlosen Blicks auf seinen leeren Korb, in welchem bloß ein Stück Brot herumkollerte. Wenn er nicht seine vier Liter hatte, war alles aus, dann wurde die furchtbar schwere Arbeit zur Todesqual, zur Unmöglichkeit!

„Nah,“ sagte Bourron leichthin, „Deine Frau läßt Dich schon nicht im Stich. Die versteht's wie keine, sich immer noch Kredit zu verschaffen.“

Auf einmal verstummten die vier Leute, die im Nebenrot der Straße beisammen standen, und zogen die Hüte.  
(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

22]

## Die bunte Reihe.

Berliner Roman. Von Frik Mauthner.

XX.

Er wäre beinahe im Wasser errötet, als er schon nach wenigen Minuten an zwei Damen vorüber schwamm, die allerdings sehr anständig angezogen waren... sie trugen im Wasser ein Nieder und daran seidene Schleifchen... die ihm aber in einer fremden Zunge etwas Uebermütiges zuriefen. Es konnte auch französisch gewesen sein.

Er schwamm weiter und bemerkte, daß viele Damen ihn betrachteten. Ja, ja, er war ein guter Schwimmer.

Werkwürdig, die am feinsten gekleidet waren, schienen sich am wenigsten zu schämen.

Wieder wollte er an einer Gruppe, zwei Damen und einem Herrn, vorüberschwimmen... beide Damen sahen wie Puppen aus... da erkannte er Mascha und wußte im Augenblick nicht, sollte er untertauchen und unter dem Wasser ihr aus dem Gesicht zu kommen suchen.

Was sollte er sonst thun? Wie kam das edle deutsche Weib nur hierher unter die fremden Nationen, die doch fremde Sitten hatten?

Sie aber schien die Begegnung ganz natürlich zu finden. „Bagalaweia!“ rief sie, „walle zur Wiege. Haben Sie mich endlich gefunden, hühlerender Bohrmann?“

Die beiden andren waren Herr Petters, der wenigstens aus Bremen war, und die Szefal.

O Gott, o Gott! was Hülfe dazu sagen würdel!

Man schwamm zu Vieren hinaus. Auch Herr Petters aus Bremen war ein recht guter Schwimmer, und Mascha hielt sich wie ein Pudel, der nie schwimmen gelernt hat, aber auch nie untergehen kann. Fräulein Szefal mußte mitunter unterstützt werden. Herr Petters faßte sie dann um die seft geschnürte Taille, drehte sie auf den Rücken herum und legte ihr irgendwo seine linke Hand unter.

O Gott, o Gott!

Das nannten sie fair la planche. Und rechts und links, wohin Bohrmann blickte, sah er Schwimmerinnen, junge und alte, dünne und dicke, die alle la planche machten. Besonders von den Dicken hätte er es vorher nie geglaubt.

Ohne Uebergang und Zusammenhang fragte er nach Frau Stief.

Nein, die wenigstens badete nicht.

Man schwamm weiter und plauderte: vom Bekensschlag, vom Better, von Seemuschelhaue und von Toiletten. Die und die aus Paris habe heute in einem schwarzen Korsett gebadet. Ob das acceptiert würde?

Eben als die Szefal umzukehren Lust zeigte, sagte Herr Petters:

„A propos, um von Geschäften zu sprechen, Herr Bohrmann. Sie müssen also den fünften Akt ändern. Wir sind einig darüber.“

Was war das? Sollte Herr Petters im Auftrage des Prinzen reden? Immerhin war Bohrmann froh, daß man endlich auf die Hauptsache kam, und bat Herrn Petters, ihm zu sagen, in welcher Richtung und in welcher Absicht die Aenderung gewünscht würde. Sein Drama sei so überaus logisch komponiert, daß...

„Nein,“ sagte Herr Petters in seiner ruhigen niederdeutschen Sprache. „Das wird mir zu viel. Schwimmen und Afra halten und von Geschäften reden, so eine Robbe bin ich nicht. Herr Bohrmann scheint ja ein Wassermensch zu sein. Laß Dich ein Weilchen von ihm unterstützen, Schah.“

Ganz deutlich hatte Bohrmann vernommen, daß Herr Petters die Szetal duzte.

O Gott, o Gott!

Man wechselte die Schwimmbadordnung, und Bohrmann legte seine linke Hand unter das Kreuz der Künstlerin.

„Bitte, etwas tiefer,“ sagte sie.

Dann schwamm man langsam zurück. Bohrmann warf Mascha einen Blick zu, als wollte er für seine grobe Unschicklichkeit um Verzeihung bitten. Die aber prudelte lustig weiter, machte einen fürchtbaren Lärm im Wasser, zappelte mit Armen und Beinen und sagte:

„Nun aber legen Sie los, Petters.“

Also das mit dem Stück sei ganz schön. Im fünften Akte aber komme die Königin von Saba als Bühlerin vor den König, so gewinne sie endlich seine Achtung, er verzeihe der Sklavin und das Stück sei aus. Das habe Herr Bohrmann total falsch gemacht. Mitten drin einmal in so einem langen, grauen Kittel, das sei ganz gut. Zur Abwechslung und wegen des Umkleidens. Aber zum Schlusse müsse die Königin von Saba unbedingt im reichsten indischen Kostüm auftreten. Sonst würde Asra das Stück nicht spielen.

„Sonst werde ich die Rolle nicht spielen,“ sagte die Szetal.

Bohrmann hatte einige Mühe, seine Fassung zu bewahren. Es war schließlich doch ermüdend, so mit der rechten Hand allein weiter zu schwimmen und die linke unter dem Kreuz der Szetal festzubalancieren. In dieser Lage darüber nachzudenken, wie er das Kostüm des letzten Aktes ändern könnte, ohne die logische Komposition zu vernichten, das ging über seine Kräfte.

„Ich werde mir's überlegen,“ sagte er.

„Wie meinen Sie das?“ fragte Herr Petters.

„Natürlich muß er sich die Arbeit überlegen,“ rief Mascha, immer weiter prudelnd. „Er hat doch hier kein Papier bei sich und keine Taucherglocke. Lassen Sie meinen Hans Bohrmann in Ruhe. Er verspricht, die Aenderung zu machen, und damit ist's gut. Nicht wahr? Sie versprechen es? Mir zuliebe!“

„O,“ sagte Bohrmann, „Ihnen zuliebe alles.“

Dabei zog er unwillkürlich die linke Hand an sein Herz, die Szetal schluckte Wasser, schimpfte auf die Herren, die beim Baden von Geschäften sprachen, und schwamm die letzte Strecke mit großen, eleganten Stößen allein zurück. Mascha prudelte nebenher, und sie besprachen das orientalische Kostüm für den fünften Akt, wofür Madame Alice aus Paris eine sehr schöne Idee hatte und das vor der Abreise von Ostende bis auf den letzten Stich verabredet sein mußte.

### XXI.

Vier Tage schon war Bohrmann in Ostende. Er erschrak nicht mehr so sehr über die badenden Damen, er vergoß keine Thräne mehr über den Anblick des ewigen Meeres, aber täglich aufs neue hatte er über irgend ein neues Wunder des Weltbads zu staunen. Die Pracht des Kurfaßls hätte er einfach nicht für möglich gehalten. In Paris, am Hofe Louis Napoleons, da wohl, aber nicht an einem Strande, wo doch nur leidende Menschen ihre Gebreche zu heilen kamen.

Zu innerer Sammlung konnte er nur kommen, wenn er sich im Meere für eine halbe Stunde von seiner Gesellschaft entfernte und weit, weit hinausschwamm. Er that es nicht ohne Eitelkeit, denn nicht nur Mascha lobte ihn und rühmte dann wohl gar seine alten Turnerkünste, seine große Bauchwelle, nicht nur die Szetal und Fräulein Vizzi blickten ihn bewundernd an, wenn er mit gleichmäßigen, ruhigen Stößen an den Strand zurückkehrte, auch die Herren schienen ihn um seine Kraft zu beneiden. Herr v. Dahlem sagte ihm einmal sogar scherzhaft, er dürfe nicht so mit seinen gesunden Knochen pröken, sonst würde man ihm „das Hohe Lied“ aus Sittlichkeitsgründen verbieten. Das war aber gewiß nur ein Spaß unter guten Freunden.

Er freilich benutzte die kurze Zeit der Wassereinsamkeit regelmäßig, um über die Aenderungen nachzudenken, welche die namenlosen Freunde der Szetal von ihm verlangten.

Nicht einmal auf seiner merkwürdigen Stube hätte er zu einem ruhigen Nachdenken kommen können, auch wenn er nicht regelmäßig nach der späten Heimkehr schläfrig wie ein Kind in sein Bett gefallen wäre. Lag er wirklich einmal eine Stunde wach, so beschäftigten ihn die rätselhaften Geräusche in den Zimmern neben ihm, über ihm, unter ihm. Er hatte

vom Assessor erfahren, daß in seinem Hotel nur Orchestermitglieder, Spielbankbeamte und allerlei fahrende Leute wohnten, und daß es sonst nur ein Absteigequartier für lichtscheue Besucher aus den belgischen Städten sei. Das war aber doch kein Grund, unaufhörlich Thüren zu öffnen und zu schließen, auf den Treppen hinauf und hinunter zu huschen und in den Zimmern zu nachtschlafender Zeit zu flüstern und zu wispern.

Bohrmann war also schon vier Tage in Ostende und verstand immer noch nicht all die Aendertungen, mit denen sich seine Gesellschaft immer wieder vom Kronprinzen-Theater unterhielt; von seinem Stücke war dabei selten die Rede, am häufigsten von Verträgen, von Paragraphen, von Geldsachen. Er hätte am liebsten Mascha selbst gefragt, denn er war doch endlich neugierig geworden, wenn er auch sonst Neugierde tabelnswert fand. Aber niemals ließ man ihn mit Mascha allein. Er hatte es schon gemerkt, als sie e ihm am Abend des zweiten Tags zuflüsterte:

„Vorsicht, Hängel! Er lauert uns auf! Aber wir werden ihn schon foppen.“ (Fortsetzung folgt.)

### Sonntagsplauderei.

Die Widerstandskraft der Menschen gegenüber den zerstörenden Einflüssen politisch-wirtschaftlicher Entartung ist mir immer aufs neue ein tröstendes Wunder. Wenn die Klagenmänner der Ortelschen Bandbreite, die nicht aufhören, das selige Ende des Mittelalters zu bejammern, mit fromm und zornig aufgellappten Augen über die Entfittlichung der Jugend zetern, so stamme ich umgekehrt, daß mitten in dem düsteren Verfall der bürgerlichen Institutionen, trotz des alles in den Rot drängenden socialen Flends, so viel ungebrochener Idealismus, so viel rüstige Geistesstärke und Wissensdrang erhalten geblieben ist. Und wenn die Dunkelmänner der Schule die Aufgabe zuweisen, der Entfittlichung zu steuern, so preise ich die unverwundliche Natur, die trotz der Schule den göttlichen Funken der Vernunft und Sittlichkeit nicht erlöschen läßt.

Wäre in der That die Behauptung richtig, daß die Entfittlichung der Jugend zunimmt, so müßte die Hauptschuld auf die Schule geschoben werden, die ihren heiligen Beruf mehr und mehr verrät. Das gilt sowohl von den höheren wie von den Volksschulen. Namentlich im letzten Jahrzehnt ist das deutsche Schulwesen traurig verelendet. Nichts erinnert mehr an die stolze Höhe, auf die sie die großen Erzieher der Deutschen, wie Pestalozzi, zu heben trachteten. Es ist vielmehr unsere drängendste Aufgabe, endlich in den Kampf um die Befreiung der Schule, um die Wiedergeburt der Erziehung mit aller Wucht zu treten, und ich zweifle nicht, daß gerade die Lehrer, die in der Mehrzahl Opfer nicht Schulbige des verrotteten Systems sind, mit Freuden solchen Freiheitskrieg des Geistes und der Sittlichkeit begrüßen würden.

So wie die Schule jetzt geworden ist, muß sie entfittlichend und verdummend wirken, und wenn eine junge Generation heranwachsen sollte, die in geistiger Behelohtheit und niedrigem Gelüste steht, so wäre das im wesentlichen eine Wirkung des heutigen Schulbetriebs, und wenn diese Wirkung nicht eintreten sollte, so würde das, abgesehen von der allgemeinen Heilkräft der göttigen Natur, in erster Linie das Verdienst des Proletariats sein, das wie in andern so auch in der Erziehungsfrage die Ideale des revolutionären Bürgertums übernommen hat und, trotz aller Hemmnisse, sie praktisch betätigt. Die Selbsterziehung des Proletariats ist die bedeutendste Gegenwehr wider die herabziehenden Tendenzen der heutigen Schule.

Die Grundlage aller Sittlichkeit ist Wahrheit und Gerechtigkeit, oder, was dasselbe ist, die Freiheit. Es gibt nur eine sittliche Erziehungsmöglichkeit, die im Geiste der Humanität, deren Todfeind die bornierte nationalstische Säbelkultur ist. Auf der andern Seite ist für die Entwicklung des Verstandes nichts verderblicher als die Belastung mit mechanischem Memorierstoff, den der Schüler gar nicht oder nicht vollständig versteht. Jeder Fall, in dem sich das Kind eine Kenntnis äußerlich angeeignet hat, ohne daß sie ihm zur Erkenntnis wird, bedeutet einen Schlag auf seinen Kopf; denn hat es sich einmal daran gewöhnt, daß es ein Auswendiglernen ohne Denken und Verstehen gebe, so verliert es für immer die innere Gewissenhaftigkeit, so verdorrt sein Erkenntnisdrang und seine Urteilsfähigkeit.

In beiderlei Hinsicht entartet unser Schulwesen von Jahr zu Jahr mehr. Es züchtet jene moralische und intellektuelle Unwahrhaftigkeit, die alle menschliche Entwicklung ersticht. Und es ist kein pessimistischer Wahn, daß unsere Schulen gerade in den letzten zehn, fünfzehn Jahren schlimmer geworden sind statt besser. Eine sorgfältige Vergleichung der Schulbücher, Schulaufsätze und Schulprämien würde für den Verfall das abstoßendste Beweismaterial erbringen.

Es ist insbesondere der zunehmende soldaten- und flotten-spielerische Byzantinismus, der die sittliche, und die wachsende Ueberlastung mit theologischem Memorierstoff, der die intellektuelle Bildung unserer heranwachsenden Generation verkrüppelt. Die Pflege ganz offenkundiger Geschichtsfälschungen muß den Sinn für Wahrheit gefährden und damit wird die Sittlichkeit im Innersten verwundet. Die Aufbahrung unverstandenen Dogmenkrams stumpft die geistige Schärfe und das Gewissen geistigen Strebens ab. So wird Willen und Verstand gleichermäßen durch die Schule zur Unwahrhaftigkeit

verföhrt. Dieser Tage lief durch die Presse eine sehr charakteristische Mitteilung über die Veränderungen, die ein preussisches Schulbuch erlitten. In dem kleinen Realienbuch, das der kgl. Scholrat und Kreis-Schulinspektor Fr. Polad für einfache Schulverhältnisse bearbeitet hat, wurde noch in der 100. Auflage (Gera 1896) Friedrich Wilhelm II. mit einem kleinen Tadel bedacht. Nichts desto weniger erregte selbst dieser sanfte Einwand Anstöß. Stöderischer Wahrheitseifer machte sich an die Bearbeitung der „Schattenseite“ und in der 1890 erschienenen 124. Auflage war der brave Friedrich Wilhelm II. bereits zu einer Idealgestalt verjähmt. Das Buch ist, wie die schnelle Folge der Auflage ergibt, weit verbreitet; es untergräbt mit Bewußtsein und systematisch die Sittlichkeit der Schüler, indem er sie mit Entstellungen nähert und ihnen den Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit tötet. So wirkt die Schule als eine Anstalt der Demoralisation der Jugend.

Auch in den höheren Schulen zeigt sich der gleiche Niedergang. Man schreibt keine Aufsätze mehr über Gedanken klassischer Weisheit, sondern die Gmnasialisten werden genötigt, sich für Wilhelm I. stilistisch zu begeistern. Während man vordem als Schulprämien Werke der großen Litteratur, Bücher verleiht, die in die erhabene Welt des Hellenentums einführen, agitiert man heute mit Flottenschriften und Kriegsgeschichten. Der unter dem Vorwand der mehr realistischen modernen Bildung geführte Kampf gegen den griechischen Unterricht entspringt in Wahrheit der Erkenntnis, daß die Griechen, die ewigen Erzieher der Menschheit zur Freiheit, Wahrheit und Schönheit in den preussischen Schulklassen als höchst verdächtige Revolutionäre wirken würden.

Nicht minder zerrütend wirkt der immer mehr gesteigerte theologische Drill. Man mag zur Religion sich stellen, wie man will: Eines ist sicher, für unreife Kinder bleiben die metaphysischen Spekulationen einer hohen, aber entlegenen Kultur schlechterdings in Sinn und Zweck unverständlich, bieten doch selbst diese Probleme den Männern der Wissenschaft die schwierigsten Probleme. Unverstandenes aber anwendig lernen lassen, heißt den Geist entnerven.

In der asepatriotischen und scheinreligiösen Zwangserziehung strömt die mächtigste Quelle jener wirklichen Demoralisation der Jugend, die von dem freien und gewaltigen Aufstieg der Menschheit abdrängt.

Wäre die Jugend rettungslos der heutigen Schule ausgeliefert, wehe unserm Volk. So wirken glücklicherweise der Einfluß kulturbevorzugter Eltern, die politische Bildung des Proletariats, die freien Stätten der Aufklärung, Versammlungen und Vereine, Theater und Litteratur heilsam den Mächten der Finsternis entgegen. Wir kämpfen erfolgreich um die Seelen unserer Kinder und schützen sie vor den entsetzlichen und verdummenden Tendenzen des missetzten Schulsystems.

Freilich unsere reaktionären Richter der Demoralisation sind sich der Gefahren wohl bewußt, die ihren Bemühungen seitens der freien Erzieher droht. Darum quälen sie sich unablässig, diese aus der eignen Kraft der Massen erwachsenen wahrhaften Volksschulen zu unterdrücken. Eben erst wies ein hallisches konservatives Blatt auf die schweren Gefahren hin, die den Anwälten der Jugendentfaltung von der modernen Richtung in Zeitschriften, Romanen, Novellen und Theaterstücken drohen. Insbesondere stellt das Organ mit Schaudern statistisch fest, wie schlimm die heutigen Dichter und Satiriker mit den Offizieren verfahren, also mit den Trägern jener Gewalt im Staate, die den Grund zu unsrer Größe gelegt hat.

Da wird nichts andres übrig bleiben, als daß polizeilich nur noch das Dichten nach der 124. Auflage des „kleinen Realienbuchs“ konzessioniert wird; alles übrige wird einfach verboten, natürlich auch die sogenannte klassische Litteratur, die vor den Trägern der herrschenden Gewalt noch erheblich weniger Respekt gehabt hat, als die moderne Schriftstellerei.

Gestattet wird im wesentlichen nur noch die patriotische, die erhebende Poesie, die im Laufschrift die Festung Berlin verherrlicht. Will man aber durchaus noch etwas fürs civile Gemüt, so ist allenfalls noch die symbolistische Farbenstimmungspoesie gestattet, wie man sie heute so liebt. Die dringt nicht auf schlechte Gedanken und erschüttert höchstens die Autorität der Vernunft. Und das ist sogar ein Vorzug. In diesem Sinn dichte ich zum Schutze der Ordnung:

**Traum der Tiefe.**

Zwischen meinen lila Löwen  
— so lila —  
Weiden meine grünen Schafe  
— so grün —  
Von Salböl aus  
der Hand  
Der toten Frau  
— so tot —  
Glänzend,  
Unter giftigen Kirschendäuten  
Auf purpurn schäumendem Else —  
so purpurn — . . . .  
Meine Gedanken  
O  
Ja pfeife d'rauf!

Jo.

**Kleines Feuilleton.**

**dg. Okerwäsche.** Die Küche war voller Rauch und Brasen, Es roch nach Seife und Chlortalk. Die Mutter stand am Waschfaß und rieb die Stüde, daß der Schaum umherflog. Else half, aber nur langsam und verdrossen, dann hörte sie plötzlich ganz auf: „Gräßlich, diese Wäsche, wenn ich mal heirate, dann wasche ich entschieden nicht allein.“

„Wenn Du Dir 'ne Waschfrau halten kannst!“  
„Heirate nur überhaupt erst!“ Die Mutter lachte. Dann seufzte sie plötzlich auf: „Ach Gott ja — ich sage ja auch, wenn Du nur einen fändest, aber solche arme Beamtentöchter, wer nimmt denn die? Die Männer von heute sind ja schrecklich, Sinn für 'ne ideale Liebe hat kein einziger mehr. Hier gieß' das Schmutzwasser in den Ausguß.“

Else nahm den großen Topf vom Herd und schleppte ihn nach der Wasserleitung, sie stöhnte; die Mutter fing von neuem an zu waschen.

„Wenn Du nur mit Dir reden liebest, Else, der Kaufmann drüben nähme Dich gleich.“

„Der Heringsbändiger?“ Else warf sich auf die Küchenbank und lachte.

Die Mutter machte ein gekränktes Gesicht: „Na ich weiß nicht, was Du dabei lachst, er hat 'n sehr anständiges Geschäft, und gern hat er Dich auch, er hat schon neulich so was verraten.“

„Ja, verliebt ist die Kröte, stimmt.“ Else lachte noch lauter.

„Sonntags giebt er mir immer 'ne extra große Dötte zu, und neulich beim Zuderholen hat er sogar gesagt, er möchte mir am liebsten 's ganze Leben voll Zuder streuen. Ist das nicht zum Schreien?“

„Finde ich gar nicht — wär' 'ne ganz anständige Partie für Dich.“

„Aber ich will doch keinen Heringsbändiger!“ — sie verzog das Gesicht — „immer hab ich zu meinen Fremdbiinnen gesagt, ich nehme mir nur 'n feinen Mann, und nur soll ich 'n Heringsbändiger nehmen, und rote Hände hat er auch.“

„Dann nimm ihn nicht und warte auf Deinen feinen Mann.“ Die Mutter war wütend — Else lachte: „Wenn der Postmensch im Verein nicht Ernst macht, nehm' ich ihn ja auch, aber erst kann er noch 'n bißchen zappeln.“

„Laß ihn nur zappeln, bis er abzappelt.“

„Ach — der läuft mir nicht weg.“ Else schnippte mit den Fingern, — „der ist so verliebt.“

Die Mutter rieb an den Tischfüßern: „Schlecht belämst Du's auch nicht, Else; das Geschäft geht gut, Papa hat sich schon erkundigt, wenn's auch so 'ne kleine Quetsche ist; 'ne Waschfrau könntest Du Dir halten und 'n Dienstmädchen auch, und später habt Ihr mal 'n feines Materialwaren-Geschäft.“

Else spielte mit ihrem Schürzenband.

„Und eigentlich könntest Du auch dran denken, daß wir damit 'ne Sorge los wären, wo Papas Gehalt man grade zum Leben reicht. Und in Stellung gehen willst Du ja auch nicht.“ Die Mutter sah sie vorwurfsvoll an.

„Er hat doch aber rote Hände“, beharrte Else.

„Laß ihn doch himmelblau haben, aber 'n gutes Einkommen hat er. Sig' überhaupt nicht so faul herum, die ganzen Schürzen liegen noch da; greiß' zu!“ Die Mutter geriet in Zorn.

„Ich komm' ja schon!“ Else räfelte sich von der Bank herunter und ging an das Waschfaß, dann sah sie plötzlich auf. „Du kannst ihn ja zum Karfreitag einladen, Mama.“

„Soll ich, Else?“ Die Mutter war mit einem Schläge wie umgewandelt. „Wirklich, Else?“

Else verzog das Gesicht: „Denn mußt Du aber auch noch 'ne Waschfrau nehmen, Mama, ja? Nach, ich geh' nachher zur Merkel runter, die hat ohnehin schon gesagt, sie hätte keine Arbeit und möcht' was verdienen, die macht uns den ganzen Krempel mit Kupf'hand fertig.“

„Das wird ja aber so teuer!“

„Ach, gieb ihr 'ne Mark, dann ist sie froh, ich sage Papa dann, mein Sommerhut kostet mehr.“

„Ja, das könnten wir.“ Die Mutter streifte den Seifenschaum ab und trocknete die Hände.

„Ja, dann lauf' nur und hole die Merkel, ich will ja auch froh sein, wenn mir einer die gräßliche Wäsche abnimmt. Und Du willst ihn wirklich nehmen, Else?“ Sie klopfte der Tochter auf die Waden, „siehst Du, ich habe es ja Papa immer gesagt: Du bist ein gutes Mädchen, Else.“ —

**Humoristisches.**

— Beim Wort genommen. . . . . Feäulein strahlen so in Schönheit, daß alles neben Ihnen verschwinden muß!

„Wirklich? . . . O möchten Sie mir das nicht 'mal vor-machen!“ —

— Ein Sprachgelehrter. „Der Schülze soll ja ein großer Sprachgelehrter sein!“

„Freilich. Der beherrscht sechs fremde Sprachen und acht deutsche Orthographien!“ —

— Trinker-Monolog. „Ich weiß nicht, wie ich Schnaps trinken se'h, wird mir schlecht, und wenn mir schlecht wird, muß ich einen Schnaps trinken!“ — (Flieg. Bl.)